



(Nachdruck verboten.)

Liane Marie.

Erzählung von Boar Ring. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Ernst Krausewetter.

Marie Kreuzhof stand allein in der Welt, Vater und Mutter waren gestorben, als sie noch ganz klein war; sie hatten ihr ein großes Vermögen, aber keine Verwandten hinterlassen, welche Verpflichtungen gegen sie zu haben glaubten. Ein alter Junggeselle war der Vormund, er hatte sie bei ehrenwerthen Leuten in Pension gegeben, denen ihr Kostgeld über eine Reihe pedantischer Schwierigkeiten hinwegging. Das kleine Mädchen war verzaubert, und sonderlich, es fiel ihr schwer, Herzen zu gewinnen; man hatte Nachsicht mit ihren Fehlern, um sie nicht zu verlieren, aber Niemand liebte sie — es war eine kalte und traurige Ständel.

Marie hatte alles gelernt, was junge Mädchen in ihren Verhältnissen zu lernen pflegen. Hübsch war sie nicht, sah aber bei guter Stimmung schön und anmuthig aus; da sie jedoch nicht wenig Launenhaft war, ließ sie viele ab, deren Umgang ihr Freude bereitet haben würde. Von klein auf empfand sie Sehnsucht, ja fast schmerzliches Verlangen nach Liebe, und da dasselbe niemals befriedigt wurde, verwandelte es sich in nagende Bitterkeit, die den angeborenen Reizen die Spitze schärfen ließ.

Selbst die Welt, welche bei der Jugend so oft voll guter Vorlesse und Gläubens ist; die Vorbereitung zur Konfirmation, war unfruchtbar für sie; Niemand hatte die tiefe, innige Liebe zu Gott in ihr Herz gesamt, und die Worte des Heiligen blieben nur ein Gemeines ohne Kraft. Sie lernte ihre Rektionen und konnte die Fragen gut beantworten, und dann wurde sie konfirmirt.

Ihr Vormund wogerte ihr niemals die Erfüllung eines Wunsches, wie unvernünftig derselbe auch war; er meinte, sie hätte die Mittel, ihre Reaktionen zu beschleichen; aber Geld genügte ihr keine Befriedigung, denn Liebe konnte sie dafür nicht kaufen.

Ihr gerade gegenüber wohnte ein junges Paar, welches sie in Gedanken als ihre Freunde betrachtete, sie liebte es förmlich. Sie benutzte ihren Platz am Fenster, um auf die vielen kleinen Dinge zu achten, welche die Zeit der jungen Frau ausfüllen. Sie konnte die tiefe Liebe zu ihrem Manne in ihren ausdrucksvollen Augen lesen, welche ihn folgten, wenn er ausging, und am Fenster hielten, um die erste Spur von ihm zu entdecken, wenn er heimkehrte.

Legte er seinen Arm um den schlanken Leib seiner Frau und ruhte ihr Haupt an seiner Schulter, dann klopfte Mariens Herz vor Sehnsucht und sie vernahm doppelte das Glück, welches nur die Liebe zu verstehen vermag. In solch einem Augenblicke füllte sie, daß auch sie einen Reichtum an Gefühl besaß, aber Niemand machte sich etwas daraus, es zu gewinnen.

Dann kam ihr erster Ball.

Eine ihrer Bekannten vom Unterriecht her hatte sie eingeladen.

Es war die erste große Jugendstunde, die sie mit Jubel erfüllte, sie dachte und träumte nur von all dem Wunderbaren, Unbekannten, welches sie nun erwartete, ihre dünne, ihr ganzes Dasein machte sich an, alles würde sich und erfüllen.

Ihre Kleidung, die ihr sonst die gleichgültigste Sache der Welt war, bereitete ihr jetzt große Unruhe, sie wollte die feinste von allen sein; war ihr Aeußeres nicht hübsch, so sollte ihr Kleid strahlend sein, sie hatte ja die Mittel dazu.

Es war keine liebevolle Hand da, welche sie an dem Abend wusch, nur Fremde umgaben sie, aber sie merkte es nicht, sie trachtete nur nach der Freude.

Als sie den Ballaal betrat, wurde sie von all der Pracht geblendet, die sie umgab, ihr war es, als würde sie plötzlich klein und verschwand unter all der Jugend und Schönheit, welche hin- und herwogte; sie wußte nicht, wo ihr Gesichts, sondern hörte nur ein Gemurre und Zagen und viele Stimmen und sah nur fremde Gesichter, wo sie auch hinsah.

Sie sah eine Hand, welche fest die ihrige ergrieff, und ahnte, daß es Stella Hirsch war, welche sie weiter führte — dann hörte sie Musik und sah tiefe einen Arm um ihren Leib, und sie tangte — schwebte über den Boden hin, von innerer Kraft getragen, welche sie wie ein warmer Strom durchführte, und sie fuhr fort zu tanzen, bis eine Stimme sie plötzlich erweckte und der Tanzer gelobten war.

Welche Schwester sagt, dies sei ihr erster Ball?

Was für einen tiefen Klang die Stimme hatte, wie flott und männlich er ausah.

Sie beantwortete keine Frage nicht, sondern suchte nur ihre Gedanken zu klären und Herr ihrer selbst zu werden, und nach einer unerträglich langen Pause vermochte sie nur zu sagen:

Sind Sie Stellas Bruder? — Wie die Frage ihr selbst dämm vorkam.

Er sah sie ein wenig verwundert an, er wußte, daß er ihr in geteilter Weise vorgefellt war, ein so unbeholfenes und klägliches junges Mädchen hatte er noch niemals getroffen; aber seine Schwester hatte ihn gebeten, sich ihrer anzunehmen, und da auf dem Balle keine Dame war, welche ihn besonders interessirte, hatte er es versprochen und hielt Wort.

Er sagte, daß es ihr nicht an Tänzern fehlte, und es entging ihm nicht, daß ihre Augen ihm mit Sehnsucht folgten, wenn er sie einem andern überließ; das schmeichelte ihm, und was ihm anfänglich eine Pflicht gewesen war, die er übernommen, wurde schließlich eine angenehme Bestreung. Er that die Sprache bei ihr hervor und bestaunte eine Einbildung in das arme, freudlose Leben, welches das reiche junge Mädchen führte, und er gelobte sich selbst, diesen einen Abend wenigstens sollte sie sich amüsieren — und dann sprach und tangte er mit ihr, sie waren nicht zu trennen.

Harald Hirsch war ein lebenswürdiger junger Mann, aber er folgte dem Strom und lebte hoch hinaus von seinem Vaters Geld; er liebte die Arbeit nicht, Reichtum war ihm eine Nothwendigkeit, er war bei seinen Kameraden geliebt und beliebt — aber ein sorgloser Vater hätte ihn niemals zum Gatten für seine Tochter erwählt.

Als Marias Wagen vor der Thür hielt, umarmte Stella sie ungewöhnlicher Freude.

Haben Sie sich amüsiert, liebes Fräulein Marie? — fragte sie liebevoll. — Sie blickte Mädchen, haben Sie etwa im Sinn, mit meinem Bruder zu tanzen — nein, verzeihen Sie sich nicht, ich habe auch Augen, er ist ganz verliebt in Sie — ach Marie, er ist so sonderbar und lieb gegen seine Schwester wie soll er dann nicht?

Siein Sie doch still, Stella, ich will nichts mehr hören, unterdrückte Marie sie mit glühenden Wangen und klopfenden Herzen; der Bruder, welcher sie umarmt hatte, war so groß und heilig in ihren Augen, daß ihn profane Worte nicht herabziehen durften.

Seit dem Tage waren die jungen Mädchen unzerrenlich, und Stellas Bruder verließ sie fast niemals.

Was Marie antwortet, so bedurfte es keiner Erklärung, sie gehörte ihm vom ersten Abend an, den sie mit ihm zusammen zubachte; sie hatte ein Gefühl, als wenn die Liebe sie in den Wann gethan und das Glück ihr gefolgt wäre, als wenn die ganze Welt licht und schön wäre. Dem Fluge des Vogels, den sie früher nicht beachtet hatte, folgte sie jetzt mit Interesse; das bellende Händchen, welches sie früher nicht hätte ausstehen können, streichelte sie jetzt; es wäre ihr unmöglich gewesen, einen Warm zu treten oder einer Flegel weh zu thun; sie liebte alles, was sie umgab, und die Natur, welche viele Jahre für sie tot gewesen, war nun in ihrem Herzen zum Frühling erwacht; jeder kleine Schöpfung, den sie in sich barg, wuchs und emporsteigte sich, er hatte den kalten Winter in Sommer verwandelt — ihr Auge war für die Liebe geöffnet, und sie fand sie überall.

Ihr Heim war nicht mehr öde und kalt. Sie liebte jetzt das alte Gepaard, welches verjudet hatte, sie zu erziehen; sie sah die guten Seiten desselben, vergaß seine Fehler und bemühte sich, ihre Herzen zu erobern; sie fand Wohlwollen und Liebe, welche sie selbst gab.

So ihre Liebe überdeckte alles, sie war so groß und reich, daß sie nicht bemerkte, wie klein und schwach die besitzenden war, den sie über alles auf Erden liebte.

Seine Eltern und ihr Vormund meinten, es wäre kein Grund zu erwarten, die jungen Leute sollten ihr eigenes Heim haben — was machte es, daß er im Kontor seines Vaters nur eine untergeordnete Stellung bekleidete, das Vermögen seiner Frau war groß genug zu ihrem Unterhalt — und mit der Zeit würde der Wirkungskreis des jungen Mannes schon wachsen.

Ein eigenes Heim — wie diese Worte ihr Herz mit Glück erfüllten; ein eigenes Heim, das war „er“, ohne ihn gab es für sie kein Heim.

Ihr widerpenflicher Wille, ihre Reaktionen und ihr heftiger Sinn — alles war verschwunden, sie war das süßeste junge Mädchen, welches man sich denken konnte, das fanden alle, auch Harald Hirsch; seine junge Routine, die früher sein Denken erfüllt hatte, war bei Seite gedrängt, und doch hatte er einmal gekündigt, sie nur sie, würde seine Gattin werden, und sie hatte diesen Glauben gestellt, ohne daß ein bindendes Wort sie aneinanderkuppelte.

Sie hatte ihre Mutter, welche brüskelnd war, nach Korrika begleitet — dort sollte sie ein Jahr bleiben, und als er sie zur Elternhand geleitete, meinte er, ein Jahr wäre eine Ewigkeit, und nun sollte er eine andere heiraten.

Vergebens sagte er zu sich selbst: „das war nur eine Jugendliebe, sie ist bereits vergessen — nun liebe ich nur mein Mädchen.“

Tropfen war ein nagender Warm in seinem Herzen verborgen und wuchs, je mehr die Hochzeit sich näherte.

Indessen war Marie damit beschäftigt, ihr Heim zu schmücken, sie machte ihr Nest mit einer Sorgfalt, welche und warm, die keine Grenzen kannte, nichts war zu gut für ihn, sie wollte nur seinem Glück leben — sein Glück war ja auch das ihrige.

Das Kind war völlig in ihr verschwunden, sie stand in voller Blüte da, als Wels, mit offenen Armen für die Freude und das Glück, für den Kummer hatte sie nicht einen Gedanken, er lag ihr fern — er konnte sie nicht erreichen — sie hatte ja „ih“. Erst vor dem Altar kam ihr der Gedanke:

„In Gottes Haus empfangen ich meinen Gesahl.“ „Gott“, wiederholte sie ganz leise, und ein Gefühl von etwas Fremdem, welches auf sie Anpruch hatte, überkam sie; eine Unruhe, welche sie nicht zu bekämpfen vermochte, bedrückte sie, „Gott, gieb mir ihm, Gott muß also gut und voll Liebe sein — ich will ihn suchen und finden hier in dieser Kirche, wo wir nun stehen.“

Sie hatte nicht gehört, was der Pfarrer sagte, ihr Gedanke war fortgeschweift, und erst als sie gefragt wurde, ob sie Harald Hirsch zur Ehe nehmen wollte, nahm sie sich zusammen und antwortete mit lauter klarer Stimme „Ja“ — nun wußte sie, daß sie dem Glück angetraut.

Die Neudermählten reisten nach dem Süden, um dort die Hütterwoche zu verbringen. Sie war bisher noch nicht von Kopenhagen fortgegangen, und diese Hochzeitreise wurde zu einer Erinnerung, welche nicht einen einzigen düstern Schatten auf ihren Weg war; das Glück der Liebe verbreitete einen eigenen besondern Glanz über jede Stunde, die sie beugten. Sie hatte ein offenes Auge für alles, was schön und groß war, ihr junger Gatte, der schon oft im Ausland gewesen, war ihr ein guter Führer.

Wie herrlich es auch in den sonnenigen Ländern war, die Heimat war doch besser, sie wollte und lernte, und im Hochsommer kehrten sie nach Kopenhagen zurück.

Großhändler Hirsch lud seinen Sohn mit seiner jungen Frau auf seine hübsche Villa am Strandweg ein; aber die jungen Leute zogen ihr eigenes Heim vor, Marie wollte es nicht entbehren und so schränkten sie ihren Besuch auf einige Tage ein; sie besahen sich noch in der Periode, wo sie an sich selbst genug hatten und nicht der Bestreungen des Handelsmenschen bedurften.

Die junge Frau fühlte sich nie völlig glücklich, wenn Harald mit seinen Eltern und Geschäftsmännern zusammen war — sie meinte immer, sie raubten ihr etwas, was nur ihr gehörte.

Dann kamen die ersten düstern Wolken, welche Angst und Unruhe in Mariens Leben hineinbrachten.

Eines Mittags, als ihr Mann vom Kontor heimkehrte, erzählte er, die Cholera wäre in Kopenhagen ausgebrochen. Sie war noch weit von ihnen entfernt, in den fernsten Gegenden der Stadt, aber sie konnte weiter um sich greifen und auch ihren Mann erreichen. Nur für ihn fürchtete sie, an sich selbst dachte sie nicht.

Zu der ersten angstvollen Zeit dachte sie an das Gelübde, welches sie an ihrem Hochzeittage in der Kirche abgelegt hatte — nun wollte sie im Ernst Gott suchen und den lernen, ja, nun bedurfte sie des Gebets und der Gnade.

Jeden Sonntag ging sie mit ihrem Manne zur Kirche, und je mehr die Epidemie wuchs und die Todesfälle zunahmen, desto größer, eren Gaben schenkte sie den Armen; so weit ihre Mittel und ihre Hand reichten, sollte keine Frau ihren Mann vermissen.

Sie hatte das Gefühl, obgleich sie sich desselben nie recht klar wurde, sie könnte Gott in ihren Gaben für seine Kranken und Armen bestechen, sie könnte ihr kleines Heim von Krankheit und Tod freikaufen.

Die Epidemie nahm täglich zu und die Not verbreitete sich über die ganze Stadt.

Hirsch wollte haben, seine Frau sollte auf das Land zu seinen Eltern hinausziehen, aber sie wußte, daß er jeden Tag hienunmste aufs Kontor, und wollte die Gefahr mit ihm teilen.

Zu der Zeit war ihr Herz milde und liebevoll — wohl dachte sie in der Hauptstadt nur an ihren Mann, aber um selbsterwillen auch an alle diejenigen, welche litten.

Jeden Abend ergrieff sie die Bettung voll Angst und Unruhe, um die Totenliste zu lesen; — wie groß sie war, — jetzt mütete die Cholera nicht mehr nur unter den Armen, sondern verdrückte sich über alle Gesellschaftsklassen, niemand entging ihr.

Marie hatte das junge Paar, welches in ihren Mädchenjahren ihr Interesse erregt hatte, ganz vergessen. Sie wußte aber, daß der Mann Kontorist war und Wohlthätig; eines Tages sah sie seinen Namen in der Zeitung, auch er war an der Cholera gestorben.

Eine entsetzliche Angst ergrieff sie, ihr war es, als wenn ihr das Unglück näher rückte, und mit Trauer dachte sie an die junge Frau. „Ach Gott, wenn ich es gewelen wäre, die ein solches Elend getroffen hätte, ich hätte wahrlich nicht die Kraft, es zu ertragen.“

Der Todesengel verfolgte sie Tag und Nacht, sie konnte den Gedanken daran nicht loswerden, sondern sah die junge Frau immer an einem Sterbebett stehen; sie hörte Schritte der Männer, welche den Sarg forttragen, wußte sie doch, daß ein an der Cholera Gestorbener nicht eine einzige Nacht in seinem Heim bleiben durfte; nicht einmal den Trost hatte seine arme Frau; nun lag sie allein in ihrem leeren Hause, sie würde ihm nicht mehr nachsehen, wenn er ausging, und hatte auf niemand zu warten, denn er würde niemals mehr heimkommen!

Vielleicht war sie arm und wußte nicht, wie sie sich in ihrer Noth helfen sollte.

Maria sprach mit ihrem Manne, ob sie Frau Holböf nicht helfen könnten.

Er schüttelte den Kopf, die Freigebigkeit seiner Frau hatte Erbe in ihre Kasse gebracht, aber um ihr eine Freude zu bereiten, verhoffte er sich doch eine kleinere Summe, welche der armen jungen Witwe gelandt wurde.

Eines Mittags kam er müde heim, er hatte Kopfschmerzen und säßte sich unwohl. Sie blühte ihn voll Unruhe und Angst an und schickte im Geheimen nach dem Arzt; aber ehe derselbe kam, hatte die Krankheit mit rasender Schnelligkeit zugenommen, und vier oder fünf Stunden später stand sie allein in der Welt da — nein, nicht allein, sie hatte ihren namenlosen Summer, welcher sie und das ganze Haus erfüllte. Aus seiner Familie machte sie sich nichts — dieselbe hatte ihr immer fern gestanden; nun dünkte ihr, sie wollten ihr etwas von ihrem Kummer rauben und die Erinnerung mit ihr teilen — sie hatte nichts abzugeben. Den ganzen Tag lag sie an seinem Grabe, aber hier fand sie keinen Trost; was die Erde von ihm, den sie so innig liebte, zubiete bekam sie niemals mehr zu sehen; aber die Seele, welche in dem Körper gewohnt hatte, welche ihm Schönheit und Leben verliehen, die Seele war nun im Himmel und mit ihr würde sie dereinst wieder zusammentreffen; darum wurde der Himmel ihr recht's Heim, nach dem sie trachtete und nach dem sie sich sehnte. Die Hoffnung raubte dem Kummer den schiefen Stachel — die Hoffnung, ihn wiederzusehen, wo es keine Trennung mehr gab.

Es gab Zeiten, wo die Angst sie verfolgte, wo sie fürchtete, daß keiner von ihnen in den Himmel kommen und die Gnade ihnen fern bleiben möchte und daß mehr dazu gehörte, zur ewigen Seligkeit einzugehen, als das elende Dasein, welches sie geführt hatten, ohne eine einzige That, welche eine Spur in dem großen bewegten Leben zurücklassen konnte, das sie umgab. Das blischen Guten, was sie getan hatten, war eine Folge momentaner Eingebung, niemals hatten sie aus voller Seele gehandelt, niemals hatten sie es erreicht, eine That Gottes anzuschließen, alles war nur armeliches Menschenwerk; sie hatte nicht der feste, unerschütterliche Glaube gelehrt — und doch war sein Glaube größer, als der ihre gewesen — es hatte Zeiten gegeben, wo er blind auf Gottes Gnade baute, sie hatte ihn nur zu folgen verlernt.

Maria wußte, daß er Fehler gehabt haben mußte, aber sie vermochte sie niemals recht zu erkennen, während ihre eigene Schwachheit ihr deutlich vor Augen stand.

Dann kam ein Tag, wo sie nicht mehr zu sterben wünschte — sie wußte, daß sie für etwas Großes und Heiliges zu leben haben würde, ein Kind zu lieben — sein Kind!

Garalds Arbeitszimmer stand noch, wie er es an dem Tage verlassen hatte, da die Krankheit ihn ans Bett seßelte; kein Fremder hatte es betreten, sie selbst hatte es in Ordnung gehalten; dort drinnen hatte sie ihre schwersten Stunden zugebracht.

Das Buch, in welchem er gelesen, lag noch auf dem Tisch vor dem Sofa aufgeschlagen, das Blatt Papier, auf dem er geschrieben, lag noch auf dem Schreibtisch, sein Jagerequisit, welches sie für ihn gekauft hatte, lag halbgefüllt neben dem Stuhl — alles unberührt. Sie hatte bisher nicht den Mut gehabt, seine Schulden zu öffnen, das stand ihr noch bevor.

Eines Tages kam sein Vater zu ihr herauf, um die Papiere des Sohnes durchzugehen — er vermochte einige Dokumente, von denen er wußte, daß sie sich unter seiner Sachen befinden mußten.

Nein, niemand außer ihr bekam Erlaubnis seine Schulden zu öffnen; war es nothwendig, so wollte sie selbst unter seiner Papieren nachsehen.

Als das Mädchen zu Bett gegangen war, zündete sie auf seinem Schreibtisch die Lampe an und begann Schulden für Schulden zu öffnen. Alles lag so ordentlich; sie empfand eine schmerzliche Freude darüber, alle Päckchen zu öffnen und zu sehen, was sie enthielten, aber die vermischten Papiere fanden sich nicht.

Nur noch eine Schulden war in dem Schreibtisch übrig, als sie dieselbe öffnete, schlug ihr ein wunderbarlich gemischer Duft entgegen. Es war ein verwahrtes Andenken, kleine Wandtschleifen, eine blonde Haarlocke, ein paar von seiner Hand geschriebene Gebichte, welche goldene Locken und blaue Augen besaßen — und sie war brünett!

Wie diese Andenken den Schmerz tief in ihr Herz bohren, und doch hatte er ihr niemals verborgen, daß er, wie andere junge Männer, geschwärmt hatte und verlernt gemessen war.

Leser in der Schulden lag ein Bündchen Briefe, die auf Korsika geschrieben waren; sie stammten von einer hübschen festen Damenhand.

Mit beklommener Angst öffnete sie das erste, es handelte nur von der tranken Mutter der Briefschreiberin und von einer Menge alltäglicher Begebenheiten ohne sonderliches Interesse; gegen den Schluß kam eine Placetbescheinigung, welche sie hinsetzte — mit solchen Augen und so warmen Herzen hatte sie ihre Umgebung niemals angeschaut; wie er sich über diesen Brief geirrt haben mußte und gewünscht, ihr zur Seite zu gehen und all die Schönheit zu bewundern, an der die Gegend dort so reich war.

Die letzte den Brief mit einem Senker fort und in jedem Briefe, den sie las, säßte sie gleichsam eine Unterredung von Liebe verborgen; nicht die Worte sprachen, die lag zwischen den Zeilen und verbreitete Licht und Wärme darüber.

„Sie hat ihn geliebt, so innig — aber ich nahm kein Herz und seine Liebe, ich war die Reiche, sie die Arme, — und doch — mit solch' einer Liebe im Herzen kann man niemals arm werden.“

Dann kam ein letzter Brief, sie öffnete ihn mit zitternder Hand, es war, als hielt sie ihr Anglied fest, als brauchte sie nur diesen Brief zu verbreitern, und alles würde beim Allen — Trauer wie Segnung. Eine innere Macht zwang sie aber ihn zu öffnen, es wäre ja Mistranten gegen ihren Mann gewesen, den sie liebte, ihn ungelesen zu verbreitern, er war die Treue selbst, was konnte der Brief also enthalten, was sie nicht lesen durfte!

Jedes Wort, welches das kleine Schreiben enthielt, stand vor ihr wie mit Feuer geprägt und brannte sich in ihr Herz ein und wurde niemals ausgelöscht, so lange sie lebte.

„Worte und Eide sind nicht die einzigen bindenden Gelöbniße, welche ein Mann dem Weibe, das er liebt, geben kann — dein Blick, deine ganze Aufführung, hat dir eine so heilige Verpflichtung gegen mich gegeben, welche kein Mann von dir brechen kann — ich besaße dich und sie; denn du hast sie niemals geliebt, deine Schwester, von ihrem Vermögen verlost, hat die Partie arrangiert. Ich kenne sie und kenne dich, du bist gut, aber namenlos schwach — und darum verberge dich, da ich weiß, daß du deine Pflicht gegen deine Gattin ohne meine Vergebung nicht erfüllen könntest — sie ist unschuldig und darf für deine Vergehen nicht büßen.“

Man sagt, sie liebe dich sehr — hast du ihr Liebe geheugelt, so muß es deine Strafe sein, ihr für immer zu verbergen, daß du sie betrogen hast; die eine Sünde zehrt die andre nach sich, aber du hast kein Recht, sie unglücklich zu machen — selbst kannst du niemals glücklich werden, während das Leben dir nicht zu viel Gattenschwestern bereitet.

Seine Cousine Anna.

Die Lampe war aus Mangel an Petroleum ausgegangen, es war dunkel und kalt an Plauer; sie merkte es nicht, sie sah, den Brief fest in die Hand gedrückt, ohne sich zu rühren. Das dunkel schon und das Morgengrauen war den ersten Blickstreifen in die Stube hinein; sie sah es nicht, ihr Herz war kalt — so kalt als wäre das Leben daraus gewaschen; sie fühlte selbst nicht, daß sie lebte, aber ein anderes Leben regte sich in ihr, welches sie zu dem leeren Dasein zurückrief, und ein Schrei so verzweifelt, so voll Entsetzen und Weiden, entrang sich der gepeinigten Brust, daß das Mädchen zu ihr hineinreiste, aber da fühlte Marie nichts mehr, sie wahr ohnmächtig.

Wochen und Monate vergingen, noch immer lag sie im Bett.

Sie bekam ihr Kind niemals zu sehen! „Er nahm es mir,“ dachte sie, als sie über die Situation im Klaren war. Sie trauerte nicht über den Verlust; das Kind des Vaters, der nicht die Mutter seines Kindes geliebt hatte, hätte ihr doch keinen Trost bringen können.

Als Marie ihr Bewußtsein wieder erlangt hatte und außer Gefahr war, lag sie ganz still und dachte an ihren Mann, von der ersten Stunde an, da sie ihn sah — und plötzlich war ihr klar, aber von seiner Liebe zu ihr hatte er eigentlich niemals gesprochen. Ihre große Liebe war reich genug gewesen, diesen Mangel zu verdecken und wie sie früher nur seine guten Seiten sah und niemals Schatten an ihm entdeckte, so sorgte sie jetzt nur seinen Fehlern nach und erdachte viele — denn nur war das Auge geschärft — nun, da das Herz kalt war, und jede kleine Schwäche wuchs unter ihrem Blick.

Das Mädchen hatte ihre Schulpflichtern geholt, als ihre Frau zu krank wurde; sie hatten den unglücklichsten Brief gefunden und wußten da nun gut, daß ihre Wege und die Marias getrennt waren; sie gaben ihr eine Krankenpflegerin und sorgten für ihre Bedürfnisse, gelagten sich aber nicht in ihrem Krankenzimmer, als ihr Bewußtsein zurückkehrte; sie meinten wohl, daß sie der Schonung bedürfte.

Das Porträt ihres Mannes hing über ihrem Bett, sie ließ es an seinem Platz, sah es aber niemals an, und ihr Blick verweilte darauf, durch ihre sie ein Schander und sie wandte eilig ihre Augen ab.

Als die junge Frau wieder aufstehen konnte, war ein großer Wandel mit ihr vor sich gegangen, die scharfen Züge traten deutlich hervor und um ihren Mund hatte sich ein harter und kalter Zug gelagert, welcher sie aller Jugendanmuth beraubte, die sie früher besessen hatte.

Die Locken, welche ihr Mann so weich und hübsch gefunden hatte, waren jetzt, das Haar war straff hinter's Ohr gezogen, um jede Krümmung zu verhindern — es war eine kalte harte, ältere Frau, die sich vom Krankenzimmer erhob; sie besaß nichts mehr, was ein Herz festhalten konnte, und wie ihr Ansehen, so war auch ihr Gemüth.

Marie kannte keine Nachsicht, sondern war eine strenge, unbeugsame Richterin gegen jedes Vergehen, das ihr gegenüber begangen wurde, aber sie war auch gegen sich selbst nicht milder; wenn sie Abends ihre Rechnung abschloß, dann schonte sie sich selbst nicht, ihre Fehler fanden klar und deutlich vor ihr — aber sie hatte niemand, der die Rechnung auslöschte — sie konnte nur einen strengen Gott.

Das Arbeitszimmer ihres Mannes hatte sie abgeschlossen und den Schlüssel verwahrt; Fremde durften es nicht betreten, und sie selbst öffnete niemals die Thüre; seine Schuld gegen sie hatte die Erinnerung in ihr ausgelöscht und sie wollte sie nicht aufrechnen.

Die Zimmer, welche sie so geschmackvoll arrangiert, standen ganz unbenutzt da; sie zog aus ihrem Schlafzimmern aus und in ein kleines Kabinett hinein, welches an die Wohnkammer stieß, das waren die beiden einzigen Zimmer, die sie benutzte.

Wenn sie am Abend allein im Schlafzimmern saß, sprach sie laut mit dem Herrn.

„Du kennst nicht viel von mir verlangen. Du hast mir so wenig gegeben — nur Kummer und Einkamkeit — Geld hast Du mir freilich genug gegeben, Herr, aber dafür habe ich keine Verwendung, darum will ich es dir wiedergeben, deine Armen sollen es bekommen; aber niemand hat mit mir Mittel geholt, und daher will auch ich gegen niemand darnübergeh'n sein — nur einen gab es auf der ganzen Erde, aus dem ich mir etwas machte, du nahmst ihn mir, Herr; das war dein Weib; aber mit ihm doch die Hoffnung auf ein Wiedersehen. Nun weißt du — du hastest mit ihm niemals gegeben, er gehörte einer andern — deine Armen sollen Brod haben, um nicht zu hungern, aber Glück können sie entfenden, ich habe auch kein.“

Nach solchen Worten legte sie sich zur Ruhe, und aus alter Gewohnheit faltete sie die Hände und betete ihr „Vater unser“, ohne Hoffnung und Glauben — und dennoch, wenn sie zu den Worten kam: „und vergib uns unsere Schuld,“ so überbrang sie regelmäßig: „wie wir vergeben unsern Schuldigen,“ — sie konnte nicht vergeben.

Auf den Kirchhof kam sie niemals mehr, sie bezahlte für die Pflege des Grabes, ihre eigene Hund hatte nicht eine Wähle für dieselbe.

Ihre Fenster, die früher stets voll hübscher Pflanzen gewesen, standen nun leer. Die Blumen waren verwelkt, neue kaufte sie nicht.

Das Geld für die Armen sandte sie dem Pfarrer und den Vereinen, sie selbst linderte niemals die Noth eines ihrer Wittmenchen, ihre Leiden vermochten nicht ihr Mißgefühl zu erweichen; niemand konnte eine so schwere Bürde zu tragen haben, wie sie, sie hatte genug an ihrer eigenen, und andern die Ihrige tragen helfen, wollte sie nicht.

Die wenigen Interessen, welche sie Zeit geholt hatte zu hegen, waren fort, sie trug sich durchs Leben, alles erstarb und verlor um sie herum.

Sie verdrödete den ganzen langen Tag und konnte stundenweise sitzen und zum Fenster hinausstarren, ohne auf etwas zu achten; der Sommer hatte sich in den Winter verwandelt und der Winter in den Frühling, sie merkte es kaum.

Nur einmal in der Woche ging Frau Hirsch aus, nämlich am Sonntag zur Kirche; aber sie brachte niemals etwas mit sich heim, kein Wort, wie warm und innig es auch war, vermochte ihr Herz zu erweichen.

Ihr Mädchen wurde krank, das war ein kleiner Kind in der Sumpsheit, welche sich ihrer bemächtigt hatte. Aber eine Kranke wollte sie nicht in ihrem Hause behalten, so mußte sie Sorge tragen, daß sie ins Hospital gebracht wurde.

Der Arzt riet ihr, sich so schnell als möglich ein anderes Mädchen zu verschaffen, aber einen Fremden um sich zu sehen, war für sie das Schlimmste, was sie sich denken konnte; dann lieber selbst seine Arbeiten verrichten, sie brauchte ja so wenig.

Ihre Arbeit nahm zu, und der Tag war nicht mehr so ermüdend lang, sie säßte sich wohlher und hatte nicht Zeit, soviel über ihren Kummer nachzugrübeln; als sie die Wirkung bemerkte, welche die Arbeit auf sie ausübte, verdoppelte sie dieselbe, bis sie zu ihrem Sklaven wurde, wie sie früher der Trauer war. Marie gönnte sich keine Ruhe mehr; hätte sie mit ihrer Hände Arbeit ihr Brod verdienen müssen, so hätte sie nicht flüchtiger sein können — sie wollte sich von Gedanken freiarbeiten, müde werden und schlafen.

Niemals fiel es ihr ein, sich zu erkundigen, wie es ihrem Mädchen in dem Hospitale ging, sie wußte ja, daß sie für sie bezahlte, das genügte ihr.

Eines Tages hatte sie die ganze Wohnung reingemacht, nur sein Arbeitszimmer war noch geschlossen; als sie die Arbeit hatte ihre Kräfte überlitten, tobnidie sah sie in ihrem Beschuß. Ihre Gedanken waren stumpf und die Hände stangen schlaff über die Armelehen herab, sie war nahe daran in Schlaf zu sinken.

Die Klingel es stark, der rasche Zug an der Glocke ermedte sie; aber sie blieb ruhig sitzen; es fiel ihr nicht ein, Gänge zu empfangen, und so öffnete sie nicht.

Einen Augenblick war alles still, dann zog es abermals und noch stärker an der Glocke, und es fuhr fort zu klingeln, als sollte die Glocke abgerissen werden.

Sie wurde ärgerlich und erhob sich, um den aufdringlichen Gast auszusprechen. Etwas verdrödetlich öffnete sie die Thüre, wurde aber rasch zurückgedrängt, und eine junge, bleiche Frau, welche ein Kind hielt an die Brust drückte, stand vor ihr.

„Mein Kind stirbt! Sie müssen mir helfen! Ach Gott, barmherziger Gott! Mein Kind stirbt!“ sagte sie verzweifelt.

„Ja, wenn Sie mit ihm hier bleiben,“ antwortete Frau Hirsch ruhig. „Fahren Sie zum Hospital, hier ist Geld —“ und verließ die junge Mutter sanft zur Thür hinauszufliehen.

Dazu ist keine Zeit, Sie müssen, Sie sollen mir helfen — Gott wird Sie strafen, wenn Sie mich gehen lassen — um Gottes Willen — warmes Wasser und einen Zuber — Wärme ist das einzige, was mein Kind retten kann —“ sie kannte den Weg zur Küche und drängte sich vor.

„Es gibt keine Strafe, die mich noch treffen kann,“ antwortete Frau Hirsch ruhig, „alles Leid, welches ein Mensch ertragen kann, ist mir aufgesetzt;“ aber während sie sprach, folgte sie der Mutter in die Küche hinaus.

Ein Kessel mit kochendem Wasser stand über dem Feuer, ein Zuber in einer Ecke der Küche.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaction verantwortlich: L. B. R. Ketschmann